Jan Wienforth

Budrich UniPress

Professioneller Habitus in der Jungen_arbeit

Zwischen Reproduktion und Dekonstruktion bestehender Geschlechterkonstruktionen

Jan Wienforth
Professioneller Habitus in der Jungen_arbeit

Jan Wienforth

Professioneller Habitus in der Jungen_arbeit

Zwischen Reproduktion und Dekonstruktion bestehender Geschlechterkonstruktionen

Budrich UniPress Ltd.
Opladen • Berlin • Toronto 2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2015 Budrich UniPress, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-unipress.de

ISBN 978-3-86388-097-2 (Paperback)
eISBN 978-3-86388-340-9 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – http://www.lehfeldtgraphic.de
Lektorat: Judith Henning, Hamburg – www.buchfinken.com
Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena

Vorwort

Diese qualitativ-rekonstruktive Studie erforscht professionelle Habitus in der Jungen_arbeit und untersucht, inwieweit diese rekonstruierten Handlungsorientierungen das Potenzial zur Reproduktion bestehender, hegemonialmännlicher und heteronormativer Geschlechterkonstruktionen haben. Sie hat einen langen Weg hinter sich. Dass ich sie angehen und erstellen, die Daten erheben und auswerten konnte und die Ergebnisse nun – trotz turbulenter Zeiten – in Buchform vorliegen, verdanke ich insbesondere Jana Czernich, Ulrich, Madeleine und Katharina Wienforth, Prof. Dr. Birgit Dorner, Prof. Dr. Hermann Sollfrank, Prof. Dr. Gerd Stecklina, Florian Schriefl, Andreas Klöhr, Luis Teuber, Marc Melcher und einigen mehr. Herzlichsten Dank für Ihre/Eure Unterstützung, ohne die dies nicht möglich gewesen wäre!

Inhalt

Vorwort 5

1. Einleitung 9

2. Theoretische Grundlagen 13

2.1 Perspektiven auf Geschlecht 13
2.1.1 Geschlecht im Konstruktivismus 14
2.1.2 Doing Gender 15
2.1.3 Geschlecht und Habitus 17
2.1.4 Geschlecht im diskursanalytischen Dekonstruktivismus 19

2.2 Männlichkeiten 21
2.2.1 Männlichkeiten nach Connell 22
2.2.2 Männlichkeitsstereotype und bewusste Männlichkeit 24

2.3 Intersektionalität 25
2.4 Jungen 26
2.5 Bestehende Geschlechterkonstruktionen 28
2.5.1 Heteronormativität 29
2.5.2 Hegemoniale Männlichkeit 30
2.5.3 Männliche Herrschaft 31

2.6 Jungen_arbeit 32
2.6.1 Systematisierung von Jungen_arbeitskonzepten 33
2.6.2 Begründungsmuster 36
2.6.3 Zielsetzungen 37
2.6.4 Zielgruppe 38
2.6.5 Arbeitsprinzipien und Methoden 39

2.7 Handlung und Handlungsorientierungen 41
2.8 Reproduktion bestehender Geschlechterkonstruktionen 44

3. Empirisches Konzept 49

3.1 Rekonstruktive Sozialforschung 49
3.2 Erhebungsdesign 50
3.2.1 Gruppendiskussion 50
3.2.2 Sampling 51

3.3 Auswertungsdesign: dokumentarische Methode 52
3.4 Erkenntnisinteresse der Studie 56

3.5 Rekonstruktion der Rekonstruktion ... 57
3.5.1 Standortgebundenheit des Wissens ... 57
3.5.2 Forschungsverlauf und -reflexion ... 59
3.5.3 Reichweite und Grenzen der Arbeit ... 64

4. Auswertung ... 65

4.1 Zum Verständnis der Darstellung ... 65
4.2 Transkriptionsrichtlinien TiQ (Talk in Qualitative Research) ... 67
4.3 Cluster 1: Jungenarbeit ... 68
4.3.1 Habituskomponente 01: Jungenarbeit ... 68
4.3.2 Habituskomponente 02: Professionalität ... 76
4.3.3 Habituskomponente 03: Handeln und Veränderung ... 87
4.3.4 Habituskomponente 04: Perspektive auf Jungen ... 103

4.4 Cluster 2: Geschlecht ... 111
4.4.1 Habituskomponente 05: Geschlecht ... 111
4.4.2 Habituskomponente 06: Mann-sein ... 116
4.4.3 Habituskomponente 07: Normen und Stereotype ... 129
4.4.4 Habituskomponente 08: Geschlechterdifferenzen ... 135
4.4.5 Habituskomponente 09: Kooperation und Konflikt ... 140
4.4.6 Habituskomponente 10: Benachteiligung ... 152

4.5 Gesamthabitus ‚Richtige Männer' und ‚Benachteiligung' ... 163
4.5.1 Cluster 1: Jungenarbeit ... 163
4.5.2 Cluster 2: Geschlecht ... 164
4.5.3 Bewertung Professionalität ... 165
4.5.4 Bewertung Reproduktionspotenzial ... 166

4.6 Gesamthabitus ‚Differenzierung' ... 166
4.6.1 Cluster 1: Jungenarbeit ... 166
4.6.2 Cluster 2: Geschlecht ... 167
4.6.3 Bewertung Professionalität ... 169
4.6.4 Bewertung Reproduktionspotenzial ... 169

5. Zwischen Reproduktion und Dekonstruktion: ein Fazit ... 171
5.1 Unterschiede und Gemeinsamkeiten ... 171
5.2 Konsequenzen für Theorie und Praxis der Jungen_arbeit ... 171
5.3 Konsequenzen für das Verständnis von Jungen_arbeit ... 173

6. Literaturverzeichnis ... 179

1. Einleitung

Jungen sind im Gespräch – sowohl in der Öffentlichkeit, wo Schlagzeilen wie „Die Jungenkatastrophe“ (vgl. Beuster 2006) für Furore sorgen, als auch in der Fachdiskussion innerhalb der Erziehungswissenschaft und der Sozialen Arbeit. Auch durch das schlechte Abschneiden bestimmter Gruppen von Jungen in internationalen Leistungsvergleichsstudien wie PISA oder IGLU wird die Forderung nach Jungen_arbeit[1] intensiviert. Diese hat sich in der Praxis inzwischen etabliert – empirische Forschung zum Thema gibt es jedoch noch sehr wenig. Fragen nach den handlungsleitenden Orientierungen der Jungen_arbeit sind von großer Relevanz, denn sie zielen auf das Verhältnis von Theorie und Praxis in diesem Arbeitsfeld ab, das bislang kaum beforscht wird. Die theoretischen Ansätze, Konzepte und Zieldefinitionen der Jungen_arbeit sind vielfältig und gegensätzlich – wie diese sich unter praktischem Handlungsdruck ausgestalten lassen, ist kaum beforscht. Unklar ist ebenso, welche Relevanz und Verbreitung die sehr unterschiedlichen und sehr komplexen geschlechtertheoretischen Grundlagen dieser Ansätze haben. Die Soziale Arbeit selbst hat eine Vielzahl unterschiedlicher Theorieschulen, die bislang nur wenig mit Geschlechtertheorien verbunden (für erste Ansätze siehe Sabla/Plößer 2013) und kaum auf Jungen_arbeit bezogen werden. Schließlich sind die Arbeitsfelder und Arbeitsaufträge, in deren Kontext Jungen_arbeit geleistet werden kann, sehr unterschiedlich. Für Jungen_arbeit

1 Ich verwende die Schreibweise des Unterstrichs („Kolleg_innen“), die nicht nur eine geschlechterdifferenzierende Formulierung darstellt, sondern der Existenz von Geschlechterkonstruktionen zwischen oder jenseits der binären Geschlechterdichotomie (etwa translebende Menschen) Rechnung trägt sowie das Kontinuum zwischen den Geschlechterpolen symbolisiert (vgl. Busche/Cremers 2009; Dietze/ Hornscheidt/ Palm/Walgenbach 2007). Der Begriff ‚Jungen_arbeit‘ weist demnach darauf hin, dass Jungen nicht zwangsläufig nur junge Menschen sind, denen aufgrund biologischer Körpereigenschaften ein männliches Geschlecht zugeschrieben wird – konsequent müsste daher eigentlich sogar ‚Jungen_‘ geschrieben werden.

Mehrere Formen sexueller Nonkonformität sind im Kontext dieser Studie relevant: Der Begriff ‚Transgender‘ wird sowohl als Überbegriff verwendet, der etwa Intersex, Transsexualität/Transidentität oder Crossdressing einschließt (vgl. Rauchfleisch 2011a; Pohlkamp 2010). Als enger gefasster Begriff bezieht sich Transgender auf „Menschen, die ihre Geschlechtsidentität jenseits binärer Geschlechterordnung (Frau/Mann) leben“ (vgl. Hechler 2012; Czollek/Perko/Weinbach 2009: 36) und „die sich mit der Geschlechtsrolle, die ihnen üblicherweise bei der Geburt, in der Regel anhand der äußeren Geschlechtsmerkmale, zugewiesen wurde, nur unzureichend oder gar nicht beschrieben fühlen“ (vgl. Rauchfleisch 2011b) Analog wird z.T. auch die Begrifflichkeit ‚gender queer‘ herangezogen. Der Begriff ‚Intersexualität‘ resp. ‚Intersex‘ bezeichnet Personen, deren Körper sowohl männliche als auch weibliche Geschlechtsmerkmale aufweist (vgl. Czollek et al 2009: 38). ‚Transidentität‘ (medizinisch i.d.R. ‚Transsexualität‘) beschreibt die Abweichung der eigenen Geschlechtsidentität vom biologisch zugeschriebenen Geschlecht, verbunden mit dem Wunsch nach körperlicher Angleichung an das Gegengeschlecht (vgl. Rauchfleisch 2011b; Hirschauer 1999).

stellt sich daher die Frage, wie sich die jeweiligen institutionellen Rahmenbedingungen auf ihre Angebote auswirken.

Im Kontext vielfältiger, teils diffuser fachlicher Optionen, Wissensbestände und Rahmenbedingungen einerseits und omnipräsenter, permanent relevanter Geschlechterkonstruktionen andererseits ist die Frage danach, woran sich Fachkräfte in der Praxis tatsächlich orientieren, von höchster Relevanz. Dies umso mehr, als es kaum Studien in diesem Bereich gibt (vgl. u.a. Kunert-Zier 2005). Geht man weiterhin davon aus, dass der vergeschlechtlichte Habitus nur bedingt veränderbar und reflektierbar ist, gleichzeitig aber in Interaktionen stark wirkt, so muss ebenso danach gefragt werden, wie diese Orientierungen zu bewerten sind und ob sie nicht das mögliche Ziel, geschlechtliche Handlungsoptionen zu vervielfältigen, torpedieren und vielmehr die bestehende Geschlechterordnung aufrecht erhalten (vgl. Hartmann 2007a; Rudlof 2007; ders. 2005; Stuve 2001). Inwieweit und wodurch die Praxis der Jungen_arbeit bestehende Geschlechterkonstruktionen tatsächlich reproduziert, ist allerdings nur in Ansätzen empirisch untersucht (vgl. Budde 2014; Hunsicker 2012).

Ziel der vorliegenden qualitativ-rekonstruktiven Studie ist es daher, zunächst zu erforschen, an welchen (impliziten) Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmustern Fachkräfte in der Jungen_arbeit ihr professionelles Arbeiten in der Planung, Durchführung und Reflexion ihrer Angebote ausrichten. Die Untersuchung nicht reflexiver Handlungsorientierungen macht auch deutlich, inwieweit diese von Diskursen (aus Theorie und Forschung, Supervision, etc.) durchdrungen und mit diesen deckungsgleich sind. In einem weiteren Schritt sollen die rekonstruierten Handlungsorientierungen auf ihr Potenzial hin untersucht werden, bestehende, hegemonial-männliche und heteronormative Geschlechterkonstruktionen zu reproduzieren – also auf ihr Potenzial, Konstrukte zu perpetuieren, die (zumindest einige) Konzepte der Jungen_arbeit eigentlich überwinden wollen. Die Forschungsperspektive richtet sich nicht darauf, inwieweit die Handlungen der beforschten Jungen_arbeiter de facto Geschlechterkonstruktionen im o.g. Sinne (re-)produzieren. Vielmehr wird untersucht, inwieweit die dokumentierten Handlungsorientierungen das Potenzial bergen, in Interaktionen mit Jungen die Reproduktion entsprechender Geschlechterkonstruktionen implizit anzustoßen, sie in Kauf zu nehmen oder explizit zu fördern. Auf wissenschaftlicher Ebene bietet die Arbeit damit methodisch und theoretisch erste exemplarische Ansätze und Erkenntnisse zur empirischen Untersuchung professioneller Habitus in der Jungen_arbeit und zum Reproduktionspotenzial der Jungen_arbeit. Auf der Ebene der Praxis kann die Arbeit Ideen und Ankerpunkte zur weitergehenden, kritischen Reflexion bieten und zur Weiterentwicklung von Konzepten, Evaluationen und Reflexionsangeboten anregen.

Die Reichweite einer solchen Untersuchung bleibt notwendigerweise begrenzt, denn die Ausrichtung der Erhebung an den Orientierungsmustern der Fachkräfte lässt die Jungen selbst außen vor und betrachtet weder die direkte pädagogische Interaktion noch kann sie Aussagen zu Wirkungen bei den Teilnehmenden jungen_arbeiterischer Angebote machen. Dennoch ist es unverzichtbar und grundlegend zu wissen, woran sich die Fachkräfte orientieren, an welchen Zielen sie ihr Handeln ausrichten und wie sie es begründen. Ebenso wichtig sind Erkenntnisse dazu, wie sich Forschungsergebnisse und theoretische Konzepte nach ihrem Transfer in die Praxis auf das Handeln der Jungen_arbeiter auswirken. Nur darauf aufbauend können direkte Wirkungen auf Jungen untersucht werden.

2. Theoretische Grundlagen

2.1 Perspektiven auf Geschlecht

Für die Untersuchung von Handlungsorientierungen in der Jungen_arbeit ist eine theoretische Grundlegung des Begriffs ‚Geschlecht' notwendig. Die Darstellung der Kategorie Geschlecht gestaltet sich aus drei Gründen schwierig: Einerseits gibt es eine Vielzahl von Theorien zu Geschlecht, die aus verschiedenen Perspektiven – Wissenschaft oder Alltagswissen, verschiedenen epistemologische Standpunkte – unterschiedliche Aspekte des Themas fokussieren und oft nur bedingt aneinander anschlussfähig sind oder sich explizit voneinander abgrenzen. Andererseits ist die Darstellung von Geschlecht im Fokus der Reproduktion bestehender Geschlechterkonstruktionen besonders schwierig, weil keine Theorie ohne dichotome, alltagsweltliche Begrifflichkeiten wie ‚Frau' und ‚Mann' auskommt – zumindest auf der sprachlichen Ebene. Doch alleine diese Benennungen implizieren bereits die Gefahr einer Reproduktion und Verfestigung. Schließlich wird im Kontext ‚Geschlecht' oft übersehen, dass es noch andere Perspektiven auf Menschen und Gesellschaft gibt – andere Kategorien, wie beispielsweise Milieu, Kultur und Klasse, Lebensalter, ethnische Herkunft oder Behinderung, die „jeweils eine Facette aufscheinen" lassen (Prengel 2004: 91) und mit der Kategorie Geschlecht interdependent sind (vgl. 2.3). Für diese Untersuchung sollen zwei Perspektiven auf Geschlecht, die bezüglich des Forschungsgegenstandes von besonderer Relevanz sind, den theoretischen Horizont abdecken: Zunächst wird Geschlecht aus einer *konstruktivistischen Perspektive* betrachtet, die in den gender studies eine zentrale Rolle spielt. Ergänzend dazu bietet sich ein Blickwinkel an, der die Reproduktion heteronormativer und hegemonial-männlicher Konstruktionen und ihren Zwangscharakter hinterfragt, sie als kontingent darstellt und eine *dekonstruktivistische Perspektive* auf Geschlecht einnimmt. Wenngleich diese beiden Zugänge zu Geschlecht jeweils einen unterschiedlichen Schwerpunkt fokussieren und in der aktuellen Diskussion eher die trennenden als die gemeinsamen Aspekte betont werden, scheint es mir möglich und im Kontext dieser Studie sinnvoll, beide Perspektiven zusammenzudenken, ohne dabei gegebene Unterschiede zu relativieren. Mit dieser „komplementäre[n] Sichtweise" (Degele 2008: 19) können die Stärken aller Ansätze genutzt und kann das Feld multiperspektivisch beleuchtet werden (vgl. auch ebd.: 109ff.).

Andere Zugänge zu Geschlecht bleiben (dem Rahmen der Arbeit geschuldet) hier außen vor, wenngleich einige von ihnen durchaus relevant und aufschlussreich wären. Beispiele sind die Perspektiven von Geschlecht als Strukturkategorie (vgl. Becker-Schmidt 2010; Bereswill/Ehlert 2010: 144f.; Aulenbacher 2008; Degele 2008: 60ff.), Geschlecht als Konfliktkategorie (vgl. Bereswill/Ehlert 2010: 147f.) oder systemtheoretische Perspektiven (vgl. Pasero 2010; Moser 2004; Pasero/Weinbach 2003).

2.1.1 Geschlecht im Konstruktivismus

Unter dem Titel ‚Geschlecht als Konstruktion' versammeln sich Theorien zu Geschlecht mit sehr unterschiedlichen erkenntnistheoretischen Prämissen[2]. In der Geschlechterforschung etablierte sich der Begriff der Konstruktion in den 1990er Jahren. Seitdem hat er sich stark verbreitet und ist mit unterschiedlichen Ansätzen in Verbindung gebracht worden (vgl. Gildemeister 2008a: 169). Gemeinsam ist den konstruktivistischen Ansätzen, dass sie das Verhältnis von ‚Natur' und ‚Kultur' neu diskutieren und Geschlecht entnaturalisieren: Sie verstehen Geschlecht als eine kulturelle Konstruktion, die eben nicht ‚einfach naturgegeben' ist. Die soziale Wirklichkeit wird als Produkt historischer und aktueller Prozesse angesehen, in denen Geschlecht (resp. Zweigeschlechtlichkeit) fortlaufend (re-)produziert wird (vgl. Wetterer 2010: 126). Weiterhin sind sie sich meist einig, dass eine klare Trennung zwischen Kultur und Natur nicht möglich ist. Das ‚biologische Geschlecht' (*sex*) kann einem ‚sozialen Geschlecht' (*gender*) nicht einfach als vorgängig angesehen werden, d.h. dass nicht aus einem natürlichen oder biologischen Geschlecht eine sozial konstruierte Geschlechtsidentität folgt. Daher werden Natur und Kultur als gleichursprünglich angesehen (vgl. Bereswill/Ehlert 2010: 146; Wetterer 2010: 126). Diese Sicht auf die Welt allgemein und auf Geschlecht im Besonderen „behauptet nicht deren Scheinhaftigkeit oder Künstlichkeit" (Butler 1991: 60). Die Perspektive von Geschlecht als Konstruktion zweifelt nicht an der faktischen Wirkungsmacht dieser Konstruktion (Connell 2015: 135ff.).

Im Folgenden soll auf zwei sozialkonstruktivistische Ansätze von Geschlecht näher eingegangen werden, die zum für diese Arbeit zentralen Begriff der ‚Handlungsorientierung' besonders anschlussfähig erscheinen: einerseits auf das interaktionistisch-wissenssoziologische Konzept des ‚doing gender', andererseits auf das Geschlechterkonzept von Pierre Bourdieu, das auf der Habitustheorie basiert.

2 Zur wissenschaftstheoretischen Differenzierung in radikal- und sozialkonstruktivistische Ansätze vgl. Ameln 2004 und den in der Geschlechterforschung häufig zitierten Artikel von Knorr-Cetina (1989).

2.1.2 Doing Gender

‚Doing gender' ist ein Konzept aus der interaktionstheoretischen Wissenssoziologie, das in der Diskussion um die Konstruktion von Geschlecht sehr präsent ist (vgl. Gildemeister 2008b). Bereits in den 1950er Jahren hatte sich in der Medizin und den Sexualwissenschaften – insbesondere bei der ‚Behandlung' von trans- und intersexuellen Personen – die Trennung von ‚sex', im Sinne des (rein) biologischen Geschlechts (präziser: weibliche und männliche Anatomie, Physiologie, Morphologie, Hormone, Chromosomen) und ‚gender', also des sozialen Geschlechts, das durch soziale und kulturelle Prägung hervorgebracht wird, etabliert. Diese Unterteilung wurde in der Frauenforschung aufgegriffen und betont, dass vermeintliche Unterschiede und bestehende Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern soziokulturell bedingt und historisch wandelbar sind.

Die Trennung in zwei Geschlechter und die ‚natürliche' Tatsache einer Existenz von Frauen und Männern blieb zu dieser Zeit aber unangetastet. ‚Gender' wurde „lediglich als gesellschaftlicher Reflex auf Natur" (Gildemeister 2010: 137) verstanden (vgl. Degele 2008: 66ff.; Gildemeister 2008a: 167f.). Ab den 1970er Jahren wurde die sex/gender-Unterscheidung vermehrt kritisiert. Die Kritik speist sich heute vor allem aus zwei Quellen: Einerseits wird auf kulturell unterschiedliche Auffassungen von Geschlecht verwiesen: Nicht alle Gesellschaften kennen nur zwei Geschlechter, sind entsprechend dieser Binarität organisiert und machen Geschlecht an den Genitalien fest. Einige kennen auch Übergänge und Wechsel der Geschlechter (vgl. Wetterer 2010: 127; Gildemeister 2008b: 174f.). Andererseits wird die biologistisch-naturalistische Grundannahme der dichotomen Binarität von Geschlecht massiv in Frage gestellt: zum einen durch historische Studien zur Entstehung des heutigen Verständnisses von Geschlecht im 19. Jahrhundert (vgl. Laqueur 1992; Duden 1987), zum anderen durch biologisch-medizinische Befunde, die Geschlecht heute weniger als (Bi-)Polarität denn als Kontinuum verstehen. Insbesondere verweisen diese Studien darauf, dass die verschiedenen biologischen Differenzierungsmöglichkeiten von Geschlecht (chromosomales, gonadales, hormonales und morphologisches Geschlecht) keineswegs immer eindeutig einem Pol zuzuordnen und kohärent sind (vgl. Degele 2008: 62f.; Butler 1991: 159ff.). Auch dass Frauen und Männer unterschiedlichen Fähigkeiten und Charaktereigenschaften besitzen, wurde und wird (auch durch empirische Studien) massiv in Frage gestellt (vgl. Fritzsche/Münchmeier 2000: 344ff.; Hagemann-White 1984: 42ff.).

Aufbauend auf Harold Garfinkels Studien zur Transsexualität (vgl. Garfinkel 2009 [1967]), den interaktionstheoretisch-ethnomethodologischen Untersuchungen von Susan Kessler und Wendy McKenna (vgl. Kessler/McKenna 1978) und in Erweiterung der – resp. in Abgrenzung zur – sex/gender-Unterscheidung prägten Candace West und Don Zimmerman

(1987) den Begriff des ‚doing gender'. Sie verschoben die zentralen Forschungsfragen weg von der Untersuchung von Unterschieden und Differenzen zwischen den Geschlechtern, hin zum *Prozess der Unterscheidung* der Geschlechter resp. der *fortlaufenden Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit* (vgl. Wetterer 2010: 127; Degele 2008: 80f.). In der Perspektive des ‚doing gender' wird Geschlechtszugehörigkeit nicht mehr als eine individuelle Eigenschaft verstanden. Vielmehr werden die sozialen und interaktiven Prozesse untersucht, in denen Geschlecht – Geschlechtszugehörigkeit, Geschlechterunterschiede, Geschlechterhierarchien und Zweigeschlechtlichkeit – fortlaufend hergestellt wird. Die empirischen Analysen fokussieren daher die Praxis der Interaktion, d.h. sie untersuchen nicht mehr einzelne Personen, sondern soziale Interaktions-, Kommunikations- und Deutungsmuster sowie die dahinter liegenden Sinnstrukturen (vgl. Gildemeister 2008b: 220). In diesem Verständnis ist Geschlecht dann kein individuelles, einer Person ureigenes, natürliches Merkmal, sondern sowohl ein fortlaufender *Prozess* als auch Ergebnis dieses sozialen *Handelns*, des ‚*doing* gender'. Dieses Handeln verläuft in einem kontinuierlichen, täglich neu zu leistenden zirkulären Prozess zwischen ‚Darsteller_innen' und ‚Betrachter_innen'. Weil dieses Handeln aber überwiegend unbewusst und mühelos geschieht und in körperlichen Praxen und Routinen verankert ist (vgl. 2.7), wird es eben nicht als Konstruktion erfahren, sondern als unveränderliche (oder nur schwer veränderliche) Tatsache (vgl. Faulstich-Wieland 2004: 181). Im Konzept des ‚doing gender' wird Geschlecht also prozessualisiert verstanden, der (Herstellungs-)Prozess findet unentwegt in allen sozialen Kontexten und Handlungen statt und wird unterschiedlich durch institutionelle Strukturen und Ressourcen mitgeformt (vgl. Gildemeister 2010: 137, 2008a: 172ff.; Degele 2008: 79f.). Durch den Fokus auf die Rekonstruktion von *Prozessen* wird Geschlecht (aber auch Sexualität oder Ethnizität) als soziale Handlung, Positionierung und Differenzierung verstanden – und nicht mehr als festes Merkmal oder unveränderlicher Teil der Identität (vgl. Degele 2008: 97).

In diesen Perspektivwechsel auf Geschlecht ist auch ein neues Verständnis des Natur-Kultur-Verhältnisses impliziert, welches die sex/gender-Unterscheidung relativiert: Geschlecht und Geschlechterunterscheidungen basieren auf komplexen sozialen Prozessen, und auch die vermeintlich natürlichen und biologischen ‚Fakten' werden im Rahmen sozial konstruierter Vorannahmen interpretiert. Biologische ‚Tatsachen', wie Genitalien oder Zeugungs- und Gebärfähigkeit stellen nicht für sich, sondern erst aus der Perspektive unserer Kultur gewichtige Unterschiede dar, die zu Geschlechterdifferenzen und -hierarchien führen. Erst diese im ‚doing gender' wirksamen Vorannahmen führen zur Erzeugung und Aufrechterhaltung der bestehenden Geschlechterkonstruktionen, Geschlechterverhältnisse und Geschlechterpraxen (vgl. Gildemeister 2008a: 172).

Gebrochen wird hier insbesondere mit drei Annahmen aus dem Alltagswissen:

- Die Menschheit ist zweigeschlechtlich organisiert, alle Menschen sind eindeutig und exklusiv einem (und nur einem) Geschlecht zuzuordnen, es gibt keine Überlappungen oder Uneindeutigkeiten (Dichotomizität);
- Die (natürliche) Zugehörigkeit zum Geschlecht ist körperlich bestimmbar, insbesondere an den Genitalien (Naturalisierung);
- Die getroffene Zuordnung zu einem der Geschlechter ist konstant und invariant, Veränderungen im Lebenslauf sind ausgeschlossen (Konstanzannahme) (vgl. Gildemeister 2010: 139, 2008a: 174; Degele 2008: 81; Faulstich-Wieland 2004: 179).

Der Dualismus von ‚sex' und ‚gender' wird entsprechend der obigen – alltagsweltlich unhinterfragten – Annahmen durch West und Zimmerman (1987: 127) analytisch erweitert. Sie unterscheiden in ‚sex' (die Geschlechts-Klassifikation anhand sozial gültiger körperlich-biologischer Kriterien), ‚sex-category' (die soziale Zuordnung zu einem Geschlecht im Alltag) und ‚gender' (die Darstellung des Geschlechts und das entsprechende ‚passing' in den alltäglichen Interaktionsprozessen, durch Erfüllung der als situationsadäquat eingestuften Verhaltenserwartungen). Die drei Ebenen können, müssen aber nicht kohärent sein (vgl. Gildemeister 2010: 138, 2008a: 178; Faulstich-Wieland 2004: 177).

Die so hergestellte Geschlechtszugehörigkeit und Zweigeschlechtlichkeit ist nicht einfach nur sozial konstruiert: Die Geschlechter werden in *Abgrenzung und Relation* zueinander konstruiert, in den Konstruktionsprozessen werden gleichzeitig hierarchische Asymmetrien (re-)produziert – Geschlechterklassifikation dient nicht nur der Herstellung von Geschlecht (oder anderen Klassifikationen), sondern auch zur Herstellung und Aufrechterhaltung von Unterschieden und Ungleichheiten (vgl. Degele 2008: 82; Connell 2015: 92ff.).

2.1.3 Geschlecht und Habitus

Pierre Bourdieus Perspektive auf Geschlecht erweist sich für dieses Forschungsvorhaben in mehrfacher Hinsicht als besonders anschlussfähig: Zum einen sieht er den Habitus[3] als (eine) Grundlage für soziales Handeln an – auch für das Handeln, das oben als ‚doing gender' beschrieben wurde (vgl. Krais/Gebauer 2010: 48f.). Seine Habitustheorie und Praxeologie ist also

3 Im Rahmen dieser Studie kann das Konzept des Habitus nur knapp und nicht in vollem Umfang dargestellt werden. Zur Vertiefung siehe Bourdieu 1999: 97ff.; Rehbein 2006: 86ff. sowie Krais/Gebauer 2010.

sowohl zum ‚doing gender' als auch zu der Perspektive des Handelns und der Handlungsorientierung kompatibel. Zum anderen betont Bourdieu den Machtaspekt im Geschlechterverhältnis, was seine Arbeiten für den Fokus der Reproduktion hegemonial-männlicher Geschlechterverhältnisse relevant macht.
Die Soziologie Bourdieus kann unter dem weit gefassten Begriff des sozialen Konstruktivismus subsummiert werden (s.o.), er selbst hat von „*strukturalistischem Konstruktivismus* oder von *konstruktivistischem Strukturalismus*" gesprochen (Bourdieu 1992: 135, Hervorhebungen im Original)[4].

Auch für Bourdieu gibt es keine ‚vorsozialen' Personen. Von Geburt an leben Menschen in Gesellschaft und setzen sich mit ihr auseinander (vgl. Krais/Gebauer 2010: 61). Durch soziale Einübung und körperliche Aneignung erwerben sie „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata" (Bourdieu 1999: 101), die ‚träge' und nur bedingt veränderbar sind (vgl. Bourdieu 1999: 114ff.). Dieses Konglomerat an Mustern nennt Bourdieu den Habitus. Dieser entwickelt sich abhängig von der jeweiligen „Klasse von Existenzbedingungen" (Bourdieu 1999: 98), ist also von den jeweiligen persönlichen und sozialen Kontexten abhängig. Damit ist er nicht individuell, sondern für Personen mit (annähernd) gleichen Lebensbedingungen ähnlich. Der Habitus tendiert dazu, die sozial angeeigneten Handlungsmuster zu reproduzieren, womit gleichzeitig auch die Strukturen, in denen diese Muster erworben wurden, reproduziert werden. Allerdings geschieht dies in Relation zur aktuellen Handlungssituation (vgl. Rehbein 2006: 87ff.). Der Habitus wird zwar durch die Gesellschaft bestimmt, er determiniert aber nicht das exakte zukünftige Handeln. Die sozial geprägten Muster werden an die jeweiligen sozialen Situationen angepasst (und z.T. auch verändert), in denen die Person aktuell agiert (vgl. ebd.: 30). Da die Situationen des Erwerbs und der Aktivierung des Habitus selten vollkommen identisch sind, wird Handeln nicht einfach kopiert, sondern vielmehr *generiert* (vgl. ebd.: 87ff.).

Die habituellen Muster werden als so natürlich und selbstverständlich angesehen, dass sie den Akteur_innen nicht – etwa im Sinne einer reflexiven Anwendung von Regeln – bewusst sind. Bourdieu betont, dass der Habitus im Körper verankert, dem Körper einverleibt ist (vgl. Bourdieu 1999: 105; Krais/Gebauer 2010: 5f.; Rehbein 2006: 91f.; Brandes 2002: 63). Die vom Habitus hervorgebrachten *Praktiken* sind daher nicht als bewusstes, kognitives Handeln zu verstehen, sondern als in Routinen und inkorporierten Mustern wurzelndes Handeln (vgl. Bourdieu 1999: 98ff.; Krais/Gebauer 2010: 5f.; Hörning 2004: 19f.; Schulz-Schaeffer 2004: 108f.).

4 Mit dem Begriff des ‚Strukturalismus' bezieht sich Bourdieu explizit nicht auf den französischen Strukturalismus in der Tradition de Saussures und Lévi-Strauss, vgl. Bourdieu 1992: 135 und 27ff.).

Die „willkürliche“ (Bourdieu 2005: 11) Unterscheidung und Hierarchisierung der Geschlechter wird in der Alltagswahrnehmung daher auch nicht hinterfragt oder auf die Habitus zurückgeführt, sondern biologisch erklärt und fälschlicherweise naturalisiert (vgl. ebd.).

Der Habitus wird geschlechtsspezifisch erworben. Im Prozess seiner Aneignung setzen sich Individuen fortlaufend mit der geschlechtlichen Binarität auseinander: Mögliche Muster und Schemata werden übernommen oder verworfen, je nachdem, ob sie mit dem zugewiesenen Geschlecht kompatibel sind oder nicht. Das Geschlecht (und Geschlechterverhältnisse) wird zu einem der ersten und stabilsten Differenzierungsmuster (vgl. Krais/Gebauer 2010: 49f.). Der Habitus (und damit die Sicht auf die Welt) ist also vergeschlechtlicht (vgl. ebd.: 49; Engler 2010: 261), „das doing gender wird zur Praxis des vergeschlechtlichten Habitus“ (Schlüter/Faulstich-Wieland 2009: 212). Bourdieu verdeutlicht diese habituell verwurzelte binäre Klassifikation mit einer anschaulichen Metapher: „Das Geschlecht ist eine ganz fundamentale Dimension des Habitus, die, wie in der Musik die Kreuze oder die Schlüssel, alle mit den fundamentalen sozialen Faktoren zusammenhängenden Eigenschaften modifiziert“ (Bourdieu 1997b: 222).

Wie oben bereits deutlich wurde, ist der vergeschlechtlichte Habitus in den Körper eingeschrieben (*inkorporiert, somatisiert*), Geschlechterklassifikationen und Geschlechterverhältnisse werden als natürlich und selbstverständlich angesehen (vgl. Krais/Gebauer 2010: 50f.). Durch diese Naturalisierung wird auch „die männliche Herrschaft“ (Bourdieu 2005), also die Dominanz von Männern im Geschlechterverhältnis, als selbstverständlich erlebt, allgemein anerkannt und dadurch aufrechterhalten und fortgeführt. Diese Form von Herrschaftsausübung nennt Bourdieu ‚symbolische Gewalt‘ (vgl. Bourdieu 2005: 63ff.; Krais/Gebauer 2010: 52f.). Die habituell geprägten Muster führen zu einer fortlaufenden Reproduktion der bestehenden, in den Habitus eingeschriebenen Geschlechterordnung. So werden distinkte Positionen erzeugt, in denen sich beispielsweise Frauen von Männern, aber auch unterschiedliche Männlichkeiten voneinander absetzen (vgl. Brandes 2002: 64). Auf den Habitus basierende Praxen stellen gleichzeitig weitere solcher Distinktionen her, beispielsweise bezüglich des sozialen und ökonomischen Status oder der kulturellen oder nationalen Herkunft (vgl. ebd.: 67).

2.1.4 Geschlecht im diskursanalytischen Dekonstruktivismus

Die dekonstruktivistische Perspektive auf Geschlecht wird primär mit den Arbeiten der feministischen Theoretikerin Judith Butler verbunden. Ihre Arbeiten wurden im deutschsprachigen Raum seit Anfang der 1990er Jahre rezipiert und kontrovers diskutiert (vgl. Villa 2010a: 147; Stephan 2006: 57ff.).

Butlers Werke lassen sich dem Konstruktivismus zuordnen, allerdings mit einem anderen Verständnis von Konstruktion als dem oben dargelegten (vgl. Villa 2010a: 148). Präziser lässt sich Butler im Foucault'schen Poststrukturalismus und der Diskursanalyse verorten[5]. Zudem bezieht sie sich auf das von Derrida entwickelte, sprach- und literaturwissenschaftliche Verfahren der *De*konstruktion und Austins Sprechakttheorie (vgl. ebd.: 148ff.; Degele 2008: 101ff.). Die konstruktivistische und die dekonstruktivistische Perspektive gehen beide davon aus, dass Geschlecht eine sozial erzeugte Realität ist und keine natürliche Tatsache. Während aber Konstruktivist_innen empirisch die Herstellungsmodi von Geschlecht rekonstruieren, werden diese Prozesse von Dekonstruktivist_innen auf der symbolisch-sprachlichen Ebene untersucht (vgl. Villa 2008: 202; Degele 2008: 103). Die Dekonstruktion fokussiert eher das ‚Warum', die Konstruktion eher das ‚Wie' der Herstellung von Geschlecht (vgl. Hartmann 2004: 258f.). Die Verschränkung beider Ebenen kann zeigen, wie Diskurse in konkreten Interaktionen Geschlecht produzieren und Realität herstellen (vgl. Villa 2008: 226).

Judith Butler arbeitet nicht empirisch, sondern theorieimmanent. Die Konstruktion von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen untersucht sie im Bereich von Sprache und Diskursen[6], mit sprach- und literaturwissenschaftlichen Methoden (vgl. Villa 2010a: 146ff.; dies. 2008: 203). Sie zeigt auf, wie Aussagen, Sprache, Diskurse wahr werden und Realität produzieren (vgl. Villa: 2008: 213). Diskurse benennen und definieren Personen, Gegenstände oder Ideen und „konfigurieren" (Butler 1997: 54) diese dadurch – sie produzieren das, was sie vorgeben nur zu bezeichnen. Diese Konfigurationen sind wirkungsmächtig, besitzen eine Macht, die repressiv sein kann, indem sie andere Definitionen ausschließt und undenkbar macht (vgl. Villa 2010a: 149). In Anlehnung an die Sprechakttheorie Austins (vgl. Austin 2010) betont Butler daher, dass Sprechen eine *performative Handlung* ist, „'die das, was sie benennt, hervorruft oder in Szene setzt und so die konstitutive oder produktive Macht der Rede unterstreicht'" (Butler 1998: 123f., zitiert nach Villa 2010a: 149). Für Butler wird Geschlecht(sidentität) durch performative Akte hergestellt, d.h. durch „eine *wiederholte* Darbietung" (Butler 1991: 206, Hervorhebung i.O.), in der gesellschaftliche Diskurse, Normen und Konventionen immer wieder zitiert, (re-)inszeniert und erlebt werden. Gleichzeitig werden durch dieses Handeln gesellschaftliche Vorstellungen von Geschlecht legitimiert und perpetuiert. Ähnlich wie beim ‚doing gender' wird Geschlecht also permanent hergestellt, es existiert nicht einfach. Analog zu

5 Im Rahmen dieses Bandes können (Post)Strukturalismus und Diskursanalyse nicht näher dargestellt werden, vgl. dazu Foucault 1978, Villa 2010a: 149f., Villa 2010b und Jäger 2010.

6 „Diskurs ist demnach in einer poststrukturalistischen Perspektive der soziale Ort und der soziale Modus der (Re)Produktion des Geschlechts. Allerdings ist Diskurs nicht schlicht ‚Sprache' oder gar – noch schlichter – ‚Text'." (Villa 2008: 212).

Pierre Bourdieu sieht Judith Butler die Performativität als im Körper verankert an (vgl. Butler 1991: 205f.; Villa 2010a: 149ff.; Hartmann 2004: 258). Butler betont die Möglichkeit der Subversion, indem Wiederholungen umgedeutet und modifiziert und dadurch die gängigen Geschlechternormen unterlaufen werden (vgl. Butler 1991: 216).

Das Verfahren der *Dekonstruktion* sucht nach in Texten enthaltenen Differenzen und Widersprüchen und nach nicht explizit benannten, aber für den Textsinn konstitutiven Kontexten. Dekonstruktivist_innen benennen historisch bedingte Machtverhältnisse, zeigen die Bedingungen für die Gültigkeit bestehender Konstruktionen auf und stellen Phänomene dadurch als kontingent dar. Dadurch werden ‚Selbstverständlichkeiten' *dekonstruiert* und es wird aufgezeigt, welche gesellschaftlichen Mechanismen individuelle und soziale Positionen konstruieren resp. nicht zulassen und unterdrücken. Dekonstruktivist_innen suchen nicht nach der ‚Wahrheit' hinter den Begriffen, sondern danach, wie die ‚Wahrheit' erzeugenden Diskurse *dekonstruiert* werden können (vgl. Villa 2010a: 148; Villa 2008: 201f.; Degele 2008: 104). In ihrer „Geschlechtergenealogie" (Butler 1991) zeigt Butler auf, wie vermeintlich natürliche Tatsachen durch sozial wirksame Diskurse hergestellt werden. Sie betont die Macht der ‚heterosexuellen Matrix' (vgl. Butler 1991: 219) des Systems der Zweigeschlechtlichkeit und Zwangsheterosexualität (‚Heteronormativität', vgl. 2.5.1). Butler macht deutlich, dass die Vorstellung der ‚natürlichen Kohärenz' von sex, gender und sexueller Orientierung, die Eindeutigkeit der Diskurse über Geschlecht und Sexualität nur eine vermeintliche ist, die – aus dekonstruktivistischer Perspektive – eben nicht als eindeutig und kohärent gelesen werden muss (vgl. Villa 2010a: 153; Villa 2008: 214). Erst durch die auf gesellschaftlichen Diskursen beruhende „Markierung [des] Geschlechts" (Butler 1991: 26, Einfügung JW) entsteht Geschlechtsidentität – es gibt kein vorsoziales, biologisches Geschlecht (ebd.).

2.2 Männlichkeiten

Eine Form der Herstellung von Geschlecht ist diejenige, die auf Männlichkeit abzielt. Da Jungen und Jungen_arbeit sich insbesondere mit dieser Form der Geschlechterkonstruktion auseinandersetzen, soll die Betrachtung von Geschlecht durch diese Perspektive ergänzt werden.

Männlichkeit ist aus verschiedenen Wissenschaftsperspektiven heraus beforscht worden, was zu sehr unterschiedlichen Konzeptionen geführt hat. So stehen sich Männlichkeitskonzepte aus psychoanalytischen Schulen (vgl. Connell 2015: 53ff.; Böhnisch 2013: 33ff.), der Rollentheorie (vgl. ebd.: 67ff.), sozialkonstruktivistische Ansätze (vgl. 2.1) oder Konzepte ‚Mythopoetischer Männlichkeit' (vgl. Wedgewood/Connell 2010: 116) gegenüber, die sich kaum